

Dompredigerin Dr. Petra Zimmermann

Okuli, 15. März 2020, 10 Uhr

Predigt über Lukas 9, 57-62

Gnade sei mit euch und Frieden von dem, der da ist und der da war und der da kommt. Jesus Christus.

Liebe Gemeinde, nur unter einem Mikroskop können wir es sehen. Kugelig mit büstigen Zacken zu allen Seiten. Vielfach bekrönt, könnte man sagen. Daher auch der Name. Corona. Unter dem Mikroskop zeigt es sich, aber im normalen Leben ist es der unsichtbare Feind, mit dem wir es weltweit zu tun haben. Das Virus. Es schwirrt umher, breitet sich aus, dringt ein und verübt an uns sein übles Werk. Es hat das Zeug dazu, uns in Angst zu versetzen. Es hat das Zeug dazu, Menschen voneinander zu trennen. Sie in die Einsamkeit zu schicken, in Isolation. Hausarrest. Quarantäne. Das sind die Worte der Stunde. Aber auch das andere ist wahr. Das Virus trifft alle. Egal woher wir kommen, ob Männer oder Frauen, egal ob reich oder arm, mächtig oder machtlos, egal welche Hautfarbe und Religion. Es macht keinen Unterschied. Es schweißt uns in der Menschheitsfamilie zusammen. Nun denn. Nehmen wir den Kampf auf. Durchkreuzen seine Absichten. Werden wir solidarisch. Und lernen wir daraus. Ich weiß nicht, ob der Biblische Text, der für heute vorgesehen ist, uns dabei helfen kann. Schauen wir mal. Die Geschichte hat es in sich.

57 Und als sie auf dem Wege waren, sprach einer zu ihm:

58 Und Jesus sprach zu ihm: Die Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber der Menschensohn hat nichts, wo er sein Haupt hinlege.

59 Und er sprach zu einem andern: Folge mir nach! Der sprach aber: Herr, erlaube mir, dass ich zuvor hingehe und meinen Vater begrabe.

60 Er aber sprach zu ihm: Lass die Toten ihre Toten begraben; du aber geh hin und verkündige das Reich Gottes!

61 Und ein anderer sprach: Herr, ich will dir nachfolgen; aber erlaube mir zuvor, dass ich Abschied nehme von denen, die in meinem Hause sind.

62 Jesus aber sprach zu ihm: Wer die Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt für das Reich Gottes.

Die Rahmenhandlung ist schnell erzählt: Jesus von Nazareth, jüdischer Wanderprediger, zieht durchs Land. Wird abgewiesen von Häusern und Dörfern. Wer weiß, was die uns einschleppen, diese Fremden? Böse Krankheiten, aufrührerische Ideen. Also Türen zu, Tore zu. Haut bloß ab. Er zieht weiter. Richtung Jerusalem. Einige wollen ihm folgen. Viele sind es nicht. Drei Aspiranten werden erwähnt. „Ich will dir folgen, wohin du gehst.“ Aber noch diese wenigen werden mit einer Schroffheit abgebürstet, die einen Schlucken lässt. Dabei sind sie doch schon gemeinsam unterwegs. Der Anfang ist längst gemacht. Die Geschichte mit Jesus hat längst begonnen. Die drei Aspiranten sind also schon Angesprochene. Aber wissen sie, was das heißt? Unbehaustheit heißt das. Leben ohne Dach über dem Kopf. Grässliche Vorstellung. Wir richten uns ein. Wir bauen uns Häuser und Wohnungen. Und wir bergen uns innerhalb unserer eigenen vier Wände. Und in diesen Tagen wird das eigene Zuhause in besonderer Weise zum Schutzraum gegen den viralen Feind. Bleiben Sie zuhause, mahnt die Kanzlerin. Wie tief dieses Bedürfnis nach einem sicheren Ort ist, lässt sich auch erahnen an der Verunsicherung, die entsteht, wenn dieses Wohnen gefährdet ist. Wohnungsmangel. Wohnungsverlust steht ganz oben auf der Liste der Ängste. Ohne Obdach zu sein, ertragen wir auf Dauer nicht. Der Mensch muss wohnen, deshalb baut er unentwegt an seiner Welt. Baut daran, eine Heimat zu haben. Dazu gehört noch mehr als Dach über dem Kopf. Dazu gehört das Gefühl, dazu zu gehören. Zu einer Gruppe, einer Familie, einer Tradition. Und doch lässt sich

dieses Bedürfnis nach Heimat nie wirklich ganz stillen. Immer bleibt da ein diffuses Gefühl, dass etwas fehlt. Bleibt eine latente Fremdheit. Ein leises Heimweh. Trotz allem. Die Sehnsucht nach diesem Ort lässt nie ganz zur Ruhe kommen. Sie durchzieht wie ein untergründiger Strom unser Alltagsleben. Zeitweilig überlagert, kann sie augenblicklich hervorbrechen. Dieses Gefühl, dass wir uns auf dieser Erde nicht ganz zuhause fühlen. Deshalb dieses ständige Bedürfnis ein Nest zu bauen, sich einzurichten in der Welt.

Jesus hat dieses Ziel nicht. Er hat keine Bleibe, richtet sich nicht ein. Und so vergleicht er sich gar nicht erst mit den Menschen, die die Erde bebauen um die zu bewohnen, sondern mit den Füchsen und Vögeln. Und noch die haben ihm etwas voraus. Er hat keine Höhle, kein Nest. Er ist nirgends daheim. Ohne Bürgerrecht und ohne Aufenthaltsgenehmigung. Wollt ihr dieses Leben teilen? Wir wissen nicht, wie die drei Aspiranten sich entschieden haben, stattdessen sind wir es nun, die mit diesen Fragen konfrontiert werden. Sie zwingen uns zur Stellungnahme. Und kaum ist man innerlich verwickelt mit diesen Fragen nach Schutz und Heimat und wie es wohl ohne all das wäre, kommt die nächste Provokation. In kommentarloser Befehlsform gesprochen: Lasst die Toten ihre Toten begraben. Eine brutale Aufforderung. Die toten Eltern zu bestatten war heilige Pflicht. Und auch ich spüre an diesem Punkt den stärksten Widerstand. Ich möchte meine Toten begraben und betrauern. Und wenn ich gehen muss, dann nicht ohne Abschied. Ich möchte zurückblicken auf das, was war. Mal zornig, mal liebevoll, mal mit Trauer, mal mit Dankbarkeit. Ich möchte mich erinnern. Ich möchte eine Geschichte haben. Und selbst wer das nicht möchte, wird doch eingeholt von ihr. Denn diese Geschichte wirft auch ihre Schatten. Die riesigen Trümmerhaufen, die wir in unserer Geschichte angehäuft haben. Sie werfen ihre Schatten. Und wer sie ignoriert, geht unbekümmert wieder in die Irre. Auch unsere persönliche Geschichte wirft immerzu ihre Schatten auf unser Leben. Und man sollte sie in den Blick nehmen, um sich nicht dauerhaft von ihnen bannen zu lassen. Und doch kann dieser Blick zurück das Leben auch einmauern. Die Vergangenheit kann uns zu schaffen machen. Wir sind weit über den Akt auf dem Friedhof hinaus damit beschäftigt, unsere Toten zu begraben.

Wer die Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt für das Reich Gottes. Jeder hat die Hand an irgendeinem Pflug und zieht seine Furchen. So oder so. Das Leben ist in den meisten Fällen doch eher ein Geschoben- und Gestoßenwerden als ein zielgerichtetes Gehen. Es ist ein Humpeln über Hindernisse. Doch jetzt soll der Pflug neu ausgerichtet werden. Nach vorn. Und dort, wo die Spitze des Pfluges hinweist, ist die Zukunft. Lass die Toten ihre Toten begraben, das ist die Zumutung, sich auf die Zukunft einzulassen. Und in dieser Zukunft wartet nicht der Tod. In dieser Zukunft wartet das Leben! „Du aber geh hin und verkündige das Reich Gottes.“ Das Reich Gottes als Ausblick. Als Horizont. Gottes Reich kommt. Es kommt, wo immer wir gerade pflügen oder unsere Toten begraben. Es kommt, wo immer wir gerade hocken mit unseren Ängsten, mit all den Fragen und dieser verunsicherten Situation.

Liebe Gemeinde, wir leben in beunruhigenden Zeiten. Und gerade jetzt wären wir gern beieinander. Würden gerne miteinander sprechen, gemeinsam singen. Uns austauschen. Würden uns gerne trösten, in den Arm nehmen. Das geht jetzt nicht. Aber wir bleiben im Gebet beieinander. Wir denken aneinander, telefonieren miteinander. Und schlagen dem Virus der Isolation ein Schnippchen. Wir blicken nach vorn. In die Zukunft. Der Zukunft entgegenblicken, das heißt, Gott entgegenblicken. Und Gott entgegenblicken heißt, dem Leben entgegenblicken. Und so nehmen wir diese Welt ins Gebet. Und vertrauen auf Gottes heilsame Gegenwart.

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, er bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.